



Abenteuer REISEN

Geliebtes

Australien

Eine kritisch-humorvolle Liebeserklärung an das Land der Träume



Barbara
Barkhausen

BARBARA BARKHAUSEN

GELIEBTES AUSTRALIEN

EINE KRITISCH-HUMORVOLLE

LIEBESERKLÄRUNG

AN DAS LAND DER TRÄUME



Inhalt

Prolog	Mitten im Outback	5
Kapitel I	Abschied von der bayerischen Gemütlichkeit	8
Kapitel II	Ankunft auf dem Fünften Kontinent	11
Kapitel III	Alltag kehrt ein	19
Kapitel IV	Die schwierige Suche nach einer Behausung	26
Kapitel V	Das liebe Getier	32
Kapitel VI	Hier werden Sie geholfen ...	39
Kapitel VII	Die Tücken des Nichtwissens	47
Kapitel VIII	Vom Wurstbrot zum Meat Pie	60
Kapitel IX	Der Ernst des Lebens	68
Kapitel X	„No Worries“ – Motto einer Nation	83
Kapitel XI	Oh Gott – ein Deutscher	101
Kapitel XII	Heimatwehen	115
Kapitel XIII	Australische Abenteuer – Im Outback	120
Kapitel XIV	Australische Abenteuer – Hautnah mit Haien	130
Kapitel XV	Australische Abenteuer – Tasmanien	134
Kapitel XVI	Australische Abenteuer – Hoch im Norden	142
Kapitel XVII	Buschfeuer, Koalas und Monarchen	153
Kapitel XVIII	Nicht alles Gold, was glänzt ...	161
Kapitel XIX	Aus Zwei mach Vier	176
Epilog	Zehn Jahre Später	184

Danksagung

Bedanken möchte ich mich bei meiner Familie, die geduldig die langen Nächte des Schreibens akzeptiert hat, bei meinem Mann, meinen Eltern, meiner Freundin Ann-Charlott Paduch und dem Lektoren-Team des MANA-Verlages, die als erste Leser wichtige Tipps und Anregungen gegeben haben, und bei meinen Kollegen und Freunden, die erlaubt haben, dass ich einen Ausschnitt unseres Lebens hier mit ihren Anekdoten und Geschichten bereichert habe. Die Namen einiger Privatpersonen sind zum Schutz dieser verändert – doch die Geschichten und Ereignisse haben sich allesamt so zugetragen.

Prolog

Mitten im Outback

„I needeed some ‘erbs.“ Wie bitte? Hatte ich meinen französischen Kollegen da richtig verstanden? Er wollte Kräuter einkaufen? Mitten im Outback?

„Ah, ‘ere – excellent. Terragon, mint – only two bunches, ok?“ Claude sah mich mit seinen großen, dunklen Hundeaugen bittend an und legte je ein Bündel Estragon und Minze in den Einkaufswagen.

Wir waren in Alice Springs, der zentralsten Stadt Australiens, mitten im Nirgendwo, und es war heiß wie in einer Bratpfanne. Erstaunt schüttelte ich den Kopf darüber, dass es solche ausgefallenen Feinschmeckereien hier überhaupt gab. Dann verdrängte ich den Gedanken wieder und checkte meine Überlebensliste: Wasser, Brot, Reis, Nudeln, trockene Kekse. Das wollten wir auf unsere Reise in die Wüste mitnehmen.

Ich sollte einen Film über die wild lebenden Kamele in Australien drehen und hatte tatsächlich zwei deutsche Wissenschaftler ausfindig gemacht, die mitten in diesem Nirgendwo wohnten und seit Jahren die einzig wild lebenden Kamele der Welt erforschten. Deutsche sind eben überall, hatte ich mir gedacht, als ich von den Wissenschaftlern hörte, und meldete das stolz an den Sender zu Hause.

Doch nun standen wir hier im Supermarkt und wollten Vorräte für die nächsten drei Tage einkaufen, an denen wir von jeglicher Zivilisation abgeschnitten sein sollten. Den australischen Kameramann Tom hatten wir im Auto gelassen – ein Fehler, wie ich nun feststellte, als Claude beharrlich Lebensmittel für seinen „Spezial-Riz“ – ein Reisgericht – einkaufte, das er für uns über dem offenen Feuer kochen wollte. „Wenn es dich glücklich macht“, willigte ich schließlich seufzend ein. Tom, der einzige Australier unter uns, schüttelte prompt den Kopf, als er uns schließlich mit fünf Tüten beladen wieder aus dem Supermarkt kommen sah. Seine wilden, dunklen Haare flogen ihm um den Kopf.

„Wollt ihr einen ganzen Monat verreisen, oder was?“ Ich sah ihn vorwurfsvoll an: „Wir müssen ja auf Nummer Sicher gehen. Was, wenn wir mit dem Auto im Outback liegen bleiben? Ich habe auch die fünffache Menge Wasser und Essen gekauft. So könnten wir zumindest eine Woche überleben, wenn was passiert.“

Tom starrte mich an. „I see“, sagte er nur und kniff die Augenbrauen zusammen. „Do you plan on doing that?“ Hast du vor, das zu tun? Nein, natürlich nicht, versicherte ich ihm, aber man wisse ja nie. Ich konnte sehen, was in Tom vorging: „Diese verflixten, überorganisierten Deutschen.“ Höflichkeitshalber verkniff er sich aber jede Bemerkung. Seine Ruhe hielt jedoch nur so lange an, bis er die Taschen in den Esky – die australische Kühlbox – umräumte. „What do you plan to do with this bloody green stuff?“ Was wollt ihr mit dem Grünzeug hier anfangen? Er zog Claudes Estragon- und Minzbüschel hervor und wedelte sie vor meinem Gesicht hin und her. „Wollt ihr damit die Kängurus füttern?“ Ich zog die Schultern hoch und deutete wortlos auf Claude, der sich kaum sichtbar duckte und aus der „Schusslinie“ verschwand. „Bloody French“, schimpfte Tom vor sich hin und stieg in unseren Landcruiser ein, der mit einem doppelten Tank ausgestattet war. Den hatte ich vorsichtshalber gebucht, damit uns nicht auf halber Strecke das Benzin ausgehen würde.

Schließlich machten wir uns auf den Weg zu einem recht unbekanntem Ziel. Wir wussten, dass wir kurz nach Alice Springs den Tanami Track Richtung Norden folgen sollten. Doch dann wurde es spannend. „Fahrt genau 190 Kilometer aus Alice Springs raus“, hatte der deutsche Wissenschaftler zu mir gesagt, als ich ihn auf seinem Satellitentelefon angerufen hatte. „Nach 190 Kilometern biegt ihr links ab. Es ist keine große Straße, nur so ein Weg, nicht geteert natürlich, und ohne Schild. Ihr werdet ihn schon finden. Wenn ihr abgebo-gen seid, sind es nochmal 110 Kilometer bis zu uns. Wir freuen uns schon, mal wieder Menschen zu sehen und nicht nur Kamele und Dingos.“

Als wir in den Tanami Track einbogen, schickte ich ein Stoßgebet gen Himmel, dass wir diesen verflixten, nicht geteerten Weg ohne Schild bloß finden mögen. Tom schien meine Gedanken zu

lesen und legte seine Hand beruhigend auf meinen Arm. „Mach dir keine Sorgen. Wir haben ja genug zu essen und zu trinken dabei und zudem eine doppelte Tankfüllung.“ Er grinste verschmitzt, als er *No Worries* sagte, gab Gas und das Auto verschwand in den roten Staubwolken des Outbacks.

Kapitel I: (Sechs Monate früher)

Abschied von der bayerischen Gemütlichkeit

„Come away with me“ – Norah Jones' Musik schlich sich in meine Unterhaltung wie ein Spielverderber, der mein Geheimnis verraten wollte. Ich summte mit, während ich gedankenverloren auf unsere Freunde blickte, die wir für ein Jahr nicht mehr sehen würden.

Etwa zehn Leute zwängten sich auf engstem Raum in die Küche unseres Freundes Joachim in München. Wir feierten eine Art *House-Warming-Party*, nachdem wir die Wohnung neu gestrichen und umdekoriert hatten. Wir saßen auf den abgedeckten Möbeln und tranken Bier und Apfelsaftschorle. „Übrigens: wir gehen für ein Jahr nach Australien“, sagte mein Mann Michael ziemlich unvermittelt und versuchte, die anderen zu übertönen. Das gelang ihm spielend, denn die gesamte Mannschaft verstummte wie mit einem Paukenschlag. Doch es dauerte nicht lange bis die Fragerei losging:

„Was, so weit weg?“

„Wann denn?“

„Können wir mal vorbeikommen?“

„Wollt ihr für immer bleiben?“

„Ist euch nach eineinhalb Jahren Ehe schon langweilig?“

Alle stürmten gleichzeitig auf uns ein. Michael hob seine Hände wie ein Orchesterdirigent: „Halt, halt. Also: Ich habe ein Angebot für ein Jahr. Barbara hat unbezahlten Urlaub genommen und dann schauen wir mal. Und ja: Ihr könnt alle zu Besuch kommen.“

Die meisten gaben sich damit zufrieden und wandten sich wieder ihrem Bier zu. Doch meine beste Freundin saß mit Tränen in den Augen in der Ecke. „Hey, was ist denn los?“, ging ich auf sie zu und wollte sie in den Arm nehmen. Sie wischte mich mit einer leicht ungeduldigen Handbewegung weg. „Ach, nichts. Aber du glaubst doch selbst nicht, dass ihr nach einem Jahr wiederkommt. Euch wird es so gut gefallen, ihr werdet neue Freunde finden und uns hier zu Hause vergessen.“ „Ich werde dich auf keinen Fall vergessen“, protestierte

ich. „Wir können doch jede Woche telefonieren! Das ist jetzt nicht mehr so teuer.“ Sie sah mich zweifelnd und ziemlich gekränkt an. Ich zuckte die Schultern. Was sonst sollte ich ihr sagen? Ich wusste ja selbst nicht, was kommen würde ...

Die folgenden Tage waren ein emotionales Auf und Ab. Die einen freuten sich für uns, die anderen warnten uns, einige waren persönlich beleidigt, dass wir sie verließen. Schneller als gedacht, nahte der letzte Abend. Wir hatten uns gegen eine Abschiedsparty entschieden, da unser Hab und Gut bereits seit einigen Tagen in einen Container gepackt auf dem Meer schipperte und wir gerade noch eine alte Matraze in der Wohnung hatten. So trafen wir uns alle im „Grissini“, unserem Lieblingsitaliener, auf eine *Linguine al Pesto*-Portion und ein *Panna Cotta*. Ich streichelte gedankenverloren den alten Kater, der wie ein Dekostück im Regal am Eingang saß. Mir war ein wenig mulmig zumute, ins Restaurant hineinzugehen. Hatte ich jetzt schon Heimweh? So ein Quatsch. Reiß dich zusammen, schimpfte ich innerlich mit mir, setzte mein freundliches Gesicht auf und ging freudestrahlend zu unseren Freunden an den Tisch. Doch mein freudiges Lächeln verwandelte sich über den Abend hinweg in ein gequältes Grinsen und als die Truppe schließlich ihre Abschiedsgeschenke hervorholte, hätte ich heulen können wie ein Schlosshund.

Michael sah mich von Zeit zu Zeit besorgt von der Seite an. Heimweh war ihm fremd. Je weiter weg desto besser, hieß seine Devise. Nicht umsonst hatte er seine Bundeswehrzeit bei der Marine verbracht und war zwei Jahre über die Meere dieser Erde geschippert. Neben einem Stoppelhaarschnitt hatte er vor allem Fernweh mitgebracht. Ich war da bei weitem nicht so abgebrüht und als ich die zahlreichen Pakete auspackte, wischte ich mir heimlich mehrmals über die Augen: ein Fotoalbum mit allen Kollegen, ein Puzzle mit 1000 Teilen ... Ich schaute meinen Kollegen und Freund Robert fragend an: „Schloss Neuschwanstein – falls dir mal langweilig ist“, sagte er schmunzelnd. Ein Rezept für Bayerisch Crème, ein Stofftier zum Kuschneln ... Ich war gerührt und brachte kein Wort mehr hervor.

Michael zog den Kuschelaffen mit den überlangen Armen aus dem Geschenkeberg hervor. „Was denkt ihr, wie viel Platz wir noch in unserem Gepäck haben, Leute? Ich will ja nicht undankbar sein, aber hättet ihr euch nicht auf kleine Sachen beschränken können?“ Joachim fiel ihm grinsend ins Wort. „Wir bestehen darauf, dass ihr alles mitnehmt. Wenn wir euch besuchen kommen, wollen wir jedes Stück an einem Ehrenplatz sehen!“

Kapitel II

Ankunft auf dem Fünften Kontinent

Zwei Tage später saßen wir im Flieger. München – Amsterdam – Bangkok – Sydney. „Was darf es sein? Ein Glas Wasser vielleicht?“ Die Frage der freundlich lächelnden Stewardess riss mich aus meiner Monotonie, die sich nach 18 Stunden Flug eingestellt hatte. Ich bemühte mich um ein ähnlich freundliches Lächeln. Doch das misslang kläglich. Seit dem Zwischenstopp in Bangkok hatte ich die praktische Papiertüte, die im Flugzeugsitz vor mir klemmte, gleich mehrmals bemüht. „Was musst du auch in Thailand ein Sandwich mit frischem Salat bestellen?“ Michaels Mitleid hielt sich in Grenzen. „Das weiß doch jedes Kind, dass das kein europäischer Magen aushält. Die haben da einfach andere Bakterien.“ Ich versuchte, ihn zu ignorieren und wandte mich wieder der Stewardess zu, die immer noch lächelnd vor mir stand. „Ja, danke, ein Glas Wasser wäre toll“, sagte ich mit matter Stimme. Noch sechs Stunden in der Luft, dachte ich, bevor wir auf australischem Boden aufsetzen würden. Mein Magen zog sich nochmals schmerzhaft zusammen.

Vor uns saß eine Gruppe Australier, die die Länge des Fluges kein bisschen zu stören schien. „Matt, wollen wir nachher noch surfen gehen?“, fragte einer der braun gebrannten jungen Männer seinen blonden, muskelbepackten Nebenmann. „Klar!“ Ich schaute in meinen Reiseführer, der aufgeschlagen auf meinem Schoß lag. „Der Australier ist freundlich, optimistisch und meist gut gelaunt.“ Da schien ja etwas Wahres dran zu sein, wenn ich meine Vordermänner so beobachtete. Ich überlegte, wie das hatte funktionieren können: Da setzt man eine Anzahl Krimineller auf einem Kontinent weit weg von jedermann sonst aus, zwischen Haien und Krokodilen, giftigen Schlangen und Spinnen, und kaum 200 Jahre später entsteht daraus eines der fröhlichsten Völkchen der Welt.

Gierig nach neuen Erfahrungen und einer Auszeit von deutschen Arbeits- und Lebensgewohnheiten hatten wir uns selbst entschie-

den nach Australien zu gehen. Michael hatte schon häufiger einen Auslandseinsatz bei seinem Chef ins Gespräch gebracht. Und als schließlich eine einjährige Entsendung ins Büro nach Sydney ins Haus flatterte, stimmten wir dieser zu, ohne groß darüber nachzudenken. Jetzt saß ich hier also – mit einer pappbraunen Kotztüte in der einen und einem Reiseführer in der anderen Hand – und war noch fünfeinhalb Stunden von meinem neuen Heimatland entfernt. Die Übelkeit wollte sich partout nicht verziehen und auch das Glas Wasser konnte da nicht helfen. Ich versuchte, mich wieder auf meinen Reiseführer zu konzentrieren. „Der Australier ist stets hilfsbereit und ein beliebter Satz lautet: ‚No worries, mate.‘“ Also: Keine Sorge, mein Freund.

Eine neue Welle Übelkeit erfasste mich. Da meldete der Pilot aus dem Cockpit, dass wir nun über dem australischen Kontinent angekommen seien. Ich beugte mich einmal quer über Michael und versuchte, einen Blick nach unten zu erhaschen. Zwischen ein paar Schäfchenwolken blitzte tatsächlich rote Erde auf.

„Mate, what’s for brekkie?“, erklang wieder die Stimme meines surfenden Vordermannes. Ich schaute Michael fragend an. „Er will wissen, was es zum Frühstück gibt. Brekkie – breakfast – verstehst du?“ Ich nickte und verzog das Gesicht. Nach fünf Jahren Englischer Literatur im Nebenfach und einer ausgeprägten Affinität zum Britischen schüttelte es mich bei dieser Wortwahl – mit gutem Recht, wie ich fand. Michael – weniger anspruchsvoll, was die englische Aussprache und Wortwahl anging – hatte in der Zwischenzeit selbst einen Blick in die Speisekarte im Flugzeug geworfen. „Es gibt *Meat Pie*, das ist ja eine echte Lektion in australischer Küche“, meinte er grinsend.

Mit Michael verhält sich das so: Er war von Anfang an 150 Prozent davon überzeugt, dass er Australien phänomenal findet. Von dieser Meinung hätte ihn selbst ein Tornado nicht abbringen können. So liebt er – wahrscheinlich als einziger Ausländer in ganz Australien – die nationale Leibspeise *Vegemite*. Mit diesem braunen, maggi-ähnlichen Hefeaufstrich werden in Australien die Kinder groß und stark – ziemlich groß und stark sogar, und Vitamin B enthält es auch.

Und ziemlich viel Salz oder nur Salz oder keine Ahnung was noch, denn wenn man ehrlich ist – und Nicht-Australier – schmeckt es einfach nur scheußlich. Doch diese Extrem-Probe meiner Geschmacksnerven stand mir noch gar nicht bevor. Zunächst wurde unter dem wärmenden Alu nur ein leicht undefinierbarer Blätterteigkuchen serviert. Nicht, dass mir nach Essen zumute war, doch der Inhalt interessierte mich schon. Schließlich muss man sich mit den Spezialitäten eines neuen Landes vertraut machen. Nach Jahren bayerischer Hausmannskost bei meinen Eltern im niederbayerischen Passau und dem oft schlabberigen Kantinenessen bei meinem Arbeitgeber, einer Filmproduktionsfirma in München, war ich zudem wild auf neue Eindrücke, Gerüche und Geschmacksrichtungen. Diese Neugierde war es wohl auch gewesen, die mir in Bangkok auf den Magen geschlagen war. Neue Gerüche konnte mein angeschlagener Magen allerdings noch nicht gut verkraften. Kräftig gewürztes Rindfleisch zu einer undefinierbaren Soße zermanscht, quoll mir entgegen, als ich den *Pie* mit meiner Gabel anstach. Ich verzog das Gesicht. „Was musst du den Fleischkuchen auch so zermanschen?“ Michael schüttelte den Kopf. „Mhm, schmeckt lecker.“ Er schaute mich von der Seite an. „Du solltest aber lieber die Finger davon lassen mit deinem Magen.“ Ich verschob das Erlebnis australischer Kochkünste erstmal in die Zukunft. Mit klapprigen Plastikmessern richtiges Essen zu zerteilen, schien ohnehin nicht mein Ding zu sein. Ein Plastikmesser hatte ich schon zerbrochen. „Mist, das ist das nächste“, sagte ich und zog zwei Einzelteile aus der zähen Soße meines *Pies*. Auch unsere Vordermänner ärgerten sich gerade über die Terroristen dieser Erde und dass man während der über 20 Stunden in der Luft nicht mal richtig mit Messer und Gabel essen könne.

Ich entschied, ein wenig im Reiseführer zu stöbern. Während die Aborigines wohl bereits seit 40 bis 60.000 Jahren das Land bewohnten, waren Europäer erst viel später auf den südlichen Kontinent gestoßen, stand da. Man wisse, dass 1606 ein holländischer Seefahrer namens Willem Janszoon die heutige Kap-York-Halbinsel in Queensland erreichte und dass wenig später zum Beispiel der Spanier Luiz Vaéz de Torres die Meerenge zwischen Papua Neuguinea und Austra-

lien entdeckt hatte, die nach ihm benannt wurde. Doch die beiden Seefahrer erkannten ebenso wenig wie Abel Tasman 1642, der als der Entdecker der Insel Tasmanien gilt, dass sie den sagenumwobenen Südkontinent gefunden hatten – die „Terra Australis Incognita“, die bis in die frühe Neuzeit auf vielen Weltkarten als „Gegengewicht“ zu den Landmassen auf der Nordhalbkugel verzeichnet ist. Erst 1770 entdeckte James Cook Australien schließlich „offiziell“, als er in Botany Bay im heutigen Sydney an Land ging und das Land zum Eigentum der britischen Krone erklärte. Der Marineoffizier war damals 40 Jahre alt und wurde für seine Navigationsfähigkeiten in ganz Großbritannien geschätzt. Sein Auftrag für die Reise war vor allem, auf Tahiti den Durchgang der Venus durch die Sonne zu beobachten. Als er dabei auf den sagenumwobenen Südkontinent stieß, den so viele Seefahrer vor ihm bereits gesucht hatten, bezeichnete er das Land frech als „Terra Nullius“ (Niemandland), da die Ureinwohner, auf die er traf, keine festen Behausungen hatten und er sie als Farbige nicht als Besitzer des Landes anerkannte.

Doch es sollte noch weitere 18 Jahre dauern, bis die Europäer den Kontinent bevölkerten. Am frühen Morgen des 13. Mai 1787 setzte die erste Flotte mit Seeleuten und Sträflingen in Großbritannien die Segel und brach in ein unbekanntes Land auf. Elf kleine Holzboote – das kleinste war wohl nur knapp unter 21 Meter lang – machten sich von Portsmouth aus auf den Weg. Was mussten die Sträflinge und Seeleute gefühlt haben, als sie sich auf einen unbekanntem und gefährlichen Weg machten – ohne Familie und Freunde und in einer Zeit, als die medizinische Versorgung noch mangelhaft war und die Lebensmittelrationen karg. Wie stellten sie sich das Land vor, das am anderen Ende der Welt lag und in dem nie zuvor Europäer gelebt hatten?

Die Reise ging über Teneriffa bis nach Rio de Janeiro in Brasilien und Kapstadt in Südafrika. Acht Monate und eine Woche waren die 1350 Menschen unterwegs, bis sie schließlich am 26. Januar 1788 in Port Jackson ankamen. Den 26. Januar feiern die Australier heute noch als Nationalfeiertag, während die Ureinwohner diesen „Australia Day“ eher als Invasionstag bezeichnen. Die Fahrt dieser ersten Flotte war bis dato die größte und erfolgreichste Schiffsreise von Aus-

wanderern. Keines der Boote ging unter, alle kamen im Zeitraum von drei Tagen an und insgesamt starben während der Reise nur 48 Menschen. Letzteres ist wenig, bedenkt man die Zeiten und vergleicht es mit späteren Reisen wie der zweiten Flotte zwei Jahre später, auf der 267 Menschen umkamen.

Ich las und las und sah die Boote deutlich vor meinen Augen. Wie der Wind in die Segel blies und das wilde Meer sich an ihrem Bug brach. Ich musste lächeln. Was für ein Gegensatz zu dem roten Nichts, das sich im Augenblick unter uns befand. Wir mussten wohl gerade relativ zentral sein, vielleicht sogar in der Nähe des Uluru. Ich lehnte mich wieder mit meinem Buch zurück in den Sitz und schloss die Augen.

Das sanfte Zittern des Flugzeugs katapultierte mich zurück in meine Träume auf die Schiffsplanken der ersten Flotte. Dabei glitt ich wohl auch in Wirklichkeit ins Land der Träume ab, denn als ich wieder zu mir kam, waren wir schon im Landeanflug auf Sydney. Vergeblich reckte ich meinen Hals, um Oper und Harbour Bridge zu sehen. Stattdessen sah ich eine Menge Wasser unter uns. „Ist da auch irgendwo eine Landebahn?“, fragte ich Michael – der sich ebenfalls vorbeugte, um einen Blick nach draußen zu erhaschen. „Das wollen wir mal hoffen“, meinte er trocken. Einige Minuten später setzten wir tatsächlich auf einer Landebahn auf und betraten wenig später australischen Boden. „Jetzt mache ich meinen Luftsprung, wie ich das zu Hause schon vorhergesagt habe“, sagte Michael und hüpfte so hoch er nur konnte. „Muss das hier sein? Die Leute gucken schon.“ „Mir doch egal, hier kennt mich ja noch niemand. Gutes Gefühl, nicht wahr?“ Ich schaute Michael überrascht an. Ja, das war tatsächlich ein interessanter Gedanke. So hatte ich das noch nicht betrachtet. Mein Gesicht hellte sich auf. Doch Michaels Vorfreude auf das neue Heimatland war verfrüht. So schnell sollten wir den Flughafen nicht verlassen. Lange Schlangen hatten sich vor den kleinen Zollhäuschen gebildet, wo Pass, Visum und ein kleiner Fragebogen vorgezeigt werden sollten. Leider hatten wir uns beim Aussteigen Zeit gelassen und mehrere Hundert Mit-Passagiere hatten wohl keinen Drang verspürt, ihre Blase zu leeren und Hände und Gesicht nach 30 Stunden unter-